

**Karl Müller:**  
**„Es ist eine Welt und ich lebe weiter im Exil“<sup>1</sup>**  
 – **Zu einigen Aspekten der Poetik Fred Wanders**

Abstract:

Die Forschungsliteratur zu Fred Wanders Erzählprosa (*Der siebente Brunnen. Erzählung* 1971, *Ein Zimmer in Paris. Erzählung* 1975, *Hôtel Baalbek. Roman* 1991) hat sich bisher hauptsächlich mit der unablässigen Thematisierung der Kraft des Geschichtenerzählens – im Lager, auf der Flucht, im Exil, im KZ – und mit der Verankerung von Wanders Prosa in jüdischen Erzähltraditionen auseinandergesetzt. Der vorliegende Aufsatz setzt hingegen andere Prioritäten, indem er unter Berücksichtigung einer erweiterten Textbasis (frühe Kurzprosa der 50er Jahre und poetologische Selbstaussagen Wanders, z. B. *Brief an Primo Levi* 1982, *Nicht jeder braucht eine Heimat. Selbstbefragung* 1994, *Zwei Bagatellen. Worüber ich schreibe. Der Blick von unten* 1997, *Wie ich mich als Jude sehe* 1999) nach den Bausteinen von Wanders Poetik fragt: Sehen und Beobachten, Einzelgängertum und Zeitgenossenschaft, Gedächtnis, Erinnerung und Erzählen sowie jüdische Mystik und – überraschend – zenbuddhistische Orientierung.

„Kann denn einer, der bei den Toten war, ein ‚Wiedergänger‘ – kann so einer überhaupt noch mit normalen Menschen reden, ohne mißverstanden zu werden.“ (Fred Wander: *Wie ich mich als Jude sehe*, S. 124)

„Mancher möge sagen, die bestialischen Bedingungen des Lagers hätten ihre [die Gesichter Joschkos und seiner Brüder] zerstört. Es ist nicht wahr. Joschko war mit seinen zehn Jahren schon Vater und Stammesältester. Wie er den kleinen Bruder hütete, ihn niemals aus den Augen ließ, der wilde Ernst seiner Sorge um das kleine Menschenkind, die böse Entschlossenheit, den Jüngsten durchzubringen – lag darin nicht alle Größe und Würde des Menschengeschlechts?“ (Fred Wander: *Der siebente Brunnen*, S. 115)

Wiener Westbahnhof – vor ein paar Wochen: Ich sitze mit Fred Wander in einem Café. Wir haben miteinander korrespondiert und telefoniert, aber es ist das erste Mal, dass wir uns treffen. „Ich mag diesen Ort“, sagt Fred schon am Telefon, als wir uns vereinbaren, und dann plötzlich, schließlich wiederholt und variantenreich, wach, gespannt und neugierig: „Schau doch, welch traurig-dunkler Blick dieses Mädchens dort drüben, schau, dieser gespannte, aufrechte Gang des jungen Mannes.“ Freds Alltagssätze haben freilich nichts Alltäglichen an sich. Sie sind integrale Bestandteile einer Welt- und Lebensauffassung, die durch Geächtetsein, Ausgestoßenwerden, Flucht-, Exil- und KZ-Erfahrung bitter erworben wurde und die schließlich auch seine Poetologie bestimmt. Ich erinnere mich – während Freds Bemerkungen – unwillkürlich an Passagen seines Essays *Wie ich mich als Jude sehe* (1999), wo es etwa heißt: „Unsere Sinne sind aufgestachelt, wenn wir einem Menschen begegnen, der durch seine Frische, Natürlichkeit und Offenheit wirkt.“<sup>2</sup> Und an eine andere Stelle desselben Essays, die sich dem Denk- und Schreib-Zentrum Wanders nähert:

„Die leidenschaftliche Neigung, durch das Inferno der Großstadt zu gehen, unermüdet die Vorübergehenden zu betrachten, das Leben ‚im Zustand der Lebendigkeit‘ zu sehen, ‚in der Essenz zu leben‘ – solche Passagen finden wir bei

<sup>1</sup> Fred Wander: *Das gute Leben, Erinnerungen*. München, Wien: Carl Hanser Verlag 1996, S. 360.

<sup>2</sup> Fred Wander: *Wie ich mich als Jude sehe*. In: *Altes Land, neues Land. Verfolgung, Exil, biografisches Schreiben. Texte zum Erich-Fried-Symposium 1999*. Hg. von Walter Hinderer, Claudia Holly, Heinz Lunzer, Ursula Seeber. ZIRKULAR, S. 127.

Stendhal und Baudelaire, bei Tschechow und Benjamin, Thomas Wolfe, Balzac und vielen anderen. Beobachten als Lebensaufgabe [...] Wir müssen zu dem Punkt gelangen, wo wir erkennen, dass eine Fremdheit und Andersheit existiert, etwas, das uns mit Staunen und Ehrfurcht erfüllt über die Vielfalt der lebendigen Gestalten, aber auch der Meinungen außerhalb unserer eigenen Weltsicht. Eine Art Erleuchtung über die unendlichen Möglichkeiten des sich wandelnden Lebens. Etwas, das unsere wache Aufmerksamkeit für das Fremde anstachelt, ohne damit zu einer Bestätigung unserer eigenen Art zu gelangen. Sehen und Begreifen in dieser Form bedeutet, die geraden Wege des eingefahrenen Denkens zu verlassen und sich selbst zu verwandeln.“<sup>3</sup>

Es handelt sich dabei – und dies ist entscheidend – um Sätze von einem, der, wie er sagt, „bei den Toten war“, Sätze eines „Wiedergängers“ also, der nicht nur rhetorisch daran zweifelt, ob er „noch mit normalen Menschen reden“ könne, „ohne mißverstanden zu werden.“<sup>4</sup> Diese Problematik wäre sicherlich gegeben, würde man sie nicht in den festen, unlöslichen Zusammenhang mit Wanders Theorie über die jüdische, auf seine spezifische Weise widerständige Schlemihl-Figur stellen, wie sie Fred Wander in kritischer Anlehnung an Hannah Arendts Beschreibungen von Formen jüdischen „Pariadaseins als Individuen außerhalb der Gesellschaft“<sup>5</sup> und wie er sie offenbar in unausgesprochenem Bezug zu Heinrich Heines Schlemihl-Vorstellungen vom Dichter insistierend als seine bestimmende Identifikationsfigur beschreibt.<sup>6</sup>

Hannah Arendt hatte – in den 40er Jahren im US-amerikanischen Exil – am Beispiel von Heinrich Heine, Bernard Lazare<sup>7</sup>, Charlie Chaplin und Franz Kafka unter dem Titel *Die verborgene Tradition* über deren Paria-Gestalten<sup>8</sup> als „jüdische

---

<sup>3</sup> Ebenda, S. 126.

<sup>4</sup> Ebenda, S. 124.

<sup>5</sup> Hannah Arendt: *Die verborgene Tradition*. In: H. A.: *Die verborgene Tradition. Essays*. Frankfurt a. M.: Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag 2000 (1976). Der Titelessay erschien zum ersten Mal in dem Band *Sechs Essays*, Heidelberg 1948 (= Schriften der Wandlung 3, unter Mitwirkung von Karl Jaspers, Werner Krauss und Alfred Weber herausgegeben von Dolf Sternberger): „Diese Essays schrieb Hannah Arendt in den vierziger Jahren in den USA in deutscher Sprache.“ (vgl. Editorische Notiz, S. 184)

<sup>6</sup> „Schlemihl“: „1. Unglücksmensch, Pechvogel. 2. jmd., der es faustdick hinter den Ohren hat; gerissener Kerl.“ (In: *Duden. Fremdwörterbuch*. 5., neu bearb. und erw. Aufl., Duden Band 5. Mannheim, Wien, Zürich: Dudenverlag 1990). Hannah Arendt bezieht sich in ihrem Kapitel „Heinrich Heine: Schlemihl und Traumweltherrscher“ auf Heines Lied über Jehuda ben Halavi (*Hebräische Melodien*), in dem der Ahnherr der Dichter-Schlemihle beim Namen genannt wird: Herr Schlemihl ben Zuri Schadday (vgl. Hannah Arendt: *Die verborgene Tradition*, S. 53).

<sup>7</sup> Hannah Arendt bezieht sich dabei auf Bernard Lazares Konzept vom „bewussten Paria“ („Le Fumier de Iob“). Ebenda, S. 60-64.

<sup>8</sup> Hannah Arendt verwendet dabei den Begriff des „Paria“ bzw. des „Pariavolkes“, wie ihn Max Weber geprägt hatte: „Daß das Schicksal des jüdischen Volkes in Europa nicht nur das eines unterdrückten, sondern das eines Pariavolkes (Max Weber) war, kam denjenigen zu klarstem Bewusstsein, an welchen die zweideutige Freiheit der Emanzipation und die noch zweideutigere Gleichheit der Assimilation ausprobiert wurden. In ihrem gesellschaftlichen Pariadasein als Individuen außerhalb der Gesellschaft spiegelte sich das politische Dasein des Volkes als ganzes wider.“ (Hannah Arendt: *Die verborgene Tradition*, Anm. 5, S. 51). „Paria“: „1. außerhalb jeder Kaste stehender bzw. der niedersten Kaste angehörender Inder,

Volksfiguren“ geschrieben, die jeweils Ausdruck der Erfahrung von intellektuellen „Einzelindividuen“ seien. Diese Autoren haben, so Arendt, „weder der Versuchung einer törichten Mimikry noch der einer Parvenukarriere nachgegeben, sondern statt dessen versucht [...], die frohe Botschaft der Emanzipation so ernst zu nehmen, wie sie nie gemeint gewesen war, und als Juden Menschen zu sein.“<sup>9</sup> Im Unterschied zu Arendt aber bekennt sich Wander zu einem bewussten Diaspora-Judentum – aber davon später noch mehr.

„Nur an einem Buch [schreibe er]“, bekennt Fred Wander in seinem Text *Selbstbefragung* (1994)<sup>10</sup>, in dem er an sich und sein Werk Fragen stellt und zugleich Antworten gibt, die, wie mir scheint, die zentralen Dimensionen der Identität Wanders sowie den Kern seiner Poetologie benennen. Wanders Werk wird als ein „tief philosophisches“<sup>11</sup> erkennbar, das den Anspruch hat, „in sich die Menschheit als Ganzes zu erleben“<sup>12</sup> –, „eine Art Universität“, in der neben der Philosophie „mit Fächern wie Soziologie, Philologie [...], Psychologie [...] eine ganze Wissenschaft über die Menschen“ vertreten ist, wie es 1951 in der zu Unrecht bis heute vergessenen Kurzgeschichte *Linie 31 spricht aus Erfahrung*<sup>13</sup> skurril zugespitzt heißt:

„Glauben Sie, [weil ich eine Straßenbahn bin –] daß ich nichts zu sagen habe? Im Gegenteil. [...] In Wahrheit bin ich eine Art Universität. Und ich führe die verschiedensten Fakultäten, wie zum Beispiel: Soziologie, Philologie, Philosophie, Psychologie ... [...] Oh, ich habe ein gutes Gedächtnis. [...] wollte man mich nur anhören, ich könnte eine ganze Wissenschaft über die Menschen aufstellen. [...] Aber ich will ja keine Statistik geben. Ich bin nicht für das Bürokratische. Ich kann sehr dramatische Geschichten erzählen oder Geschichten voll süßer Heiterkeit [...]. Ich höre alles. Und ich merke mir alles. [...] Ich habe Menschen sterben sehen, das ging schnell ... Und dann, dann war alles wieder wie gewöhnlich. Vielleicht werden sie mich einmal abschaffen. Man sagt, ich bin eine veraltete Erscheinung.“<sup>14</sup>

Vieles, was das spätere Werk Wanders mitbestimmt, ist hier schon angedeutet – z. B. die Thematisierung von „Gedächtnis“ und „Erinnerung“, das Geschichtenerzählen als Ergebnis detaillierter Beobachtung, das schreibende Erinnern als Dokument historischer Zeugenschaft bei gleichzeitiger Reserve dem bloß Dokumentarischen gegenüber, nicht zuletzt angesichts alltäglichen „Sterbens“, freilich ohne das Thema „Auschwitz“ schon zu explizieren, und schließlich die lakonische Feststellung von der provokanten Wiederkehr von sogenannter „Normalität“.

---

Outcast [...] 2. von der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßener, Entrechteter, Unterprivilegierter, Outcast.“ (*Duden. Fremdwörterbuch. 5.*, neu bearb. und erw. Aufl., Duden Band 5. Mannheim, Wien, Zürich: Dudenverlag 1990).

<sup>9</sup> Hannah Arendt: *Die verborgene Tradition* (Anm. 5), S. 51.

<sup>10</sup> Fred Wander: Nicht jeder braucht eine Heimat. *Selbstbefragung* 1994. In: *Literatur und Kritik*, H. 293/294, 1995, S. 43.

<sup>11</sup> Konstantin Kaiser: Ein anderer Humor: Hôtel Baalbek. Der unbesiegte Wander. In: *Literatur und Kritik*, H. 262/262, 1992, S. 88.

<sup>12</sup> Fred Wander: Worüber ich schreibe. In: *Mit der Ziehharmonika* 14 (1997), H. 3. S. 34.

<sup>13</sup> Fred Wander: Linie 31 spricht aus Erfahrung. In: *Der Abend*, 2. Februar 1951 [Reihe: Heute eine Kurzgeschichte].

<sup>14</sup> Ebenda.

Aber beobachten wir genauer. Fragt man nach dem Fundament und den Eckpfeilern dieses „einen Buches“, die nicht nur in den inzwischen anerkannten und bekannten Erzählungen *Der siebente Brunnen* (1971), *Ein Zimmer in Paris* (1975), *Hôtel Baalbek* (1991) oder auch in seinen autobiografischen Erinnerungen *Das gute Leben* (1996) fassbar und thematisiert werden, sondern auch schon in einer Reihe von Kurzgeschichten, die seit Beginn der 50er Jahre in österreichischen Zeitungen und Zeitschriften abgedruckt wurden<sup>15</sup>, und natürlich in Wanders ausgesprochen erhellenden Interviews<sup>16</sup> und Essays wie z. B. *Brief an Primo Levi* (1982), *Zwei Bagatellen. Worüber ich schreibe. Der Blick von unten* (1997) oder *Wie ich mich als Jude sehe* (1999)<sup>17</sup>, so wird ein Denk- und Schreibkosmos, eine Haltung, erkennbar, in dem folgende Aspekte insistierend vorkommen und untrennbar aufeinander bezogen immer wiederkehren:

1. Sehen, Beobachten – Schlemihl und das jüdische Erbe (Einzelgänger und Zeitgenosse)
2. Gedächtnis und Erinnerung
3. Über das Erzählen
4. Wandlungen, Verwandlungen – jüdische Mystik und Zen

### **1. Sehen, Beobachten – Schlemihl und das jüdische Erbe (Einzelgänger und Zeitgenosse)**

Die „äußerste Konzentration auf das Betrachten menschlichen Verhaltens“<sup>18</sup>, das Sehen, Schauen und Beobachten, die Entwicklung der „besondere[n] Sensibilität der

<sup>15</sup> Fred Wander publizierte zwischen 1951 und 1955 u.a. in den Zeitungen und Zeitschriften *Der Abend*, *Weltpresse*, *Österreichisches Tagebuch*, *Volksstimme*, *Die Woche* und *Stimme der Frau*. Auch Leserbriefe zum Thema Entnazifizierung im *Österreichischen Tagebuch* sind darunter. (Für Hilfe und Unterstützung bei der Recherche bedanke ich mich bei Daniela Hessmann). Vgl. auch Christine Schmidjell: Fred Wander als Journalist in Wien (1950–1954). Vortrag bei der Tagung „Abgründe des Terrors. Fred Wander zum 85. Geburtstag. Eine Tagung der Österreichischen Exilbibliothek und der Universität Dortmund, 6.–8. Dezember 2002, Wien (im Druck).

<sup>16</sup> z. B. Fred Wander: Schreib-Auskunft. In: *Neue Deutsche Literatur* 1991, H. 7. S. 109–111, Stephan Steiner: Ein Buch: Das Leben. In: *Kolik* 1997, H. 1, S. 17–28 (Stephan Steiner: Interview mit Fred Wander vom 17.12. 1991, Stephan Steiner, Judith Veichtlbauer: Ein besessenes Wachsein. In: *Falter* 1997 (1/2); Rundfunksendung „Das gute Leben. Der Geschichtenerzähler Fred Wander“ (ORF 5.1.1997, 55 min. Gestalter: Stephan Steiner, Judith Veichtlbauer, Eva Schobel); Film „Was tut dieser Mensch, fragten die Augen. Fred Wander“ 1994, 13 min., Gestaltung: Bruno Pisek, Stephan Steiner, Judith Veichtlbauer); Interview mit Fred Wander (Wilhelm Kuehs 2000).

<sup>17</sup> Fred Wander: Brief an Primo Levi. In: *Sammlung 5. Jahrbuch für antifaschistische Literatur und Kunst* (1982), S. 21–27; Zwei Bagatellen. Worüber ich schreibe. Der Blick von unten. In: *Mit der Ziehharmonika* 14 (1997), H. 3, S. 34; Wie ich mich als Jude sehe. In: *Altes Land, neues Land. Verfolgung, Exil, biografisches Schreiben. Texte zum Erich-Fried-Symposium 1999*. Hg. von Walter Hinderer, Claudia Holly, Heinz Lunzer, Ursula Seebr. ZIRKULAR, S. 124-127.

<sup>18</sup> Fred Wander: *Der siebente Brunnen*. Erzählung. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1994 (Nr. 12028), S. 7 (über Mendel Teichmann).

Augen“, aber in einem „Blick von unten“, nicht zuletzt die Fähigkeit und Kraft eines zweitausend Jahre alten Erbes der Juden, „am Rande des Abgrundes und im allgegenwärtigen Bewußtsein des Todes“, als „geborene Beobachter, die aus der Tiefparterre die Vorübergehenden betrachten“ und so „frühzeitig zu geübten Kennern menschlicher Verhaltensweisen“<sup>19</sup> wurden, all dies trifft auf Fred Wander zu und so versteht er sich explizit als Teil dieses jüdischen Erbes.

An unzähligen Stellen seines literarischen und essayistischen Werkes ist von diesem „schönste[n] Geschenk der Natur“<sup>20</sup>, wie Wander – Albert Einstein zitierend – notiert, die Rede: „Freude am Schauen und Begreifen [...]“.<sup>21</sup>

Drei Quellen nennt der Autor, aus denen er sein Sehen- und Begreifenlernen geschöpft habe – der frühe „Glücksfall“, „einen großen Buckel“<sup>22</sup> zu haben, was euphemistisch die Tatsache meint, dass er als jüdisches Kind im antisemitischen Wien verprügelt, verspottet und gedemütigt wurde, weiters die Vogelfreiheit, die er genoss, als Bub „täglich fünf bis sieben Stunden auf der Straße“<sup>23</sup> sein zu müssen/dürfen und schließlich – wie bei vielen großen Autoren – die intensive Lektüre von Büchern: „Und als ich mit zehn Jahren anfang, Dostojewski zu lesen, Tolstoi und Turgenjew, lernte ich sehen und begreifen.“<sup>24</sup> „Vielleicht bin ich verrückt“, heißt es, diese Leseerlebnisse pointiert zusammenfassend in den Erinnerungen, „aber ich war einer von jenen besessenen Lesern, deren Sinne von dem Buch, das sie gerade aufsaugen, getrübt sind oder auch geschärft! Wahrscheinlich beides!“<sup>25</sup>

In der Folge entwickelt Wander seine „Röntgenstrahl“-Poetologie, in der es – so wie in der künstlerischen Fotografie – darum gehe, „die unsichtbaren darunterliegenden Schichten freizulegen“<sup>26</sup> oder, wie er formuliert, „eine mythische Behandlung der Realität“<sup>27</sup> zu leisten. Es ist sicher kein Zufall, dass ihm Primo Levis *Ist das ein Mensch?*<sup>28</sup> als „Röntgenbild“ Vorbild ist, weil dieser Text für Wander nicht nur den „Bericht eines Augenzeugen“ darstellt, sondern den Maßstab abgibt, „unsere Instrumente des Nachdenkens und der Beobachtung daran zu messen, zu prüfen und zu schärfen.“<sup>29</sup> Die jüngste Forschung zu Fred Wander hat im Zusammenhang mit diesen Selbstaussagen zutreffend davon gesprochen, dass bei Wander „Objektivität und Imagination“<sup>30</sup> keine Gegensätze seien. Man könnte auch sagen: Diese Wiener

<sup>19</sup> Fred Wander: Zwei Bagatellen. Der Blick von unten (Anm. 17), S. 34.

<sup>20</sup> Fred Wander: Wie ich mich als Jude sehe (Anm. 2), S. 125.

<sup>21</sup> Ebenda, S. 125.

<sup>22</sup> Ebenda.

<sup>23</sup> Ebenda.

<sup>24</sup> Ebenda.

<sup>25</sup> Fred Wander: *Das gute Leben* (Anm. 1), S. 349.

<sup>26</sup> Ebenda.

<sup>27</sup> Ebenda.

<sup>28</sup> Primo Levi: *Ist das ein Mensch? Ein autobiographischer Bericht*. Deutsch von Heinz Riedt. 9. Aufl., München: dtv 2000 (Originaltitel: „Se questo è un uomo“, 1958).

<sup>29</sup> Fred Wander: Brief an Primo Levi (Anm. 17), S. 23.

<sup>30</sup> Hans Höller: Erzählen als Erinnern und Widerstand. Fred Wanders „Der siebente Brunnen“ im Kontext der Literatur über die Shoa. In: *Online-Projekt „Österreichische SchriftstellerInnen des Exils seit 1933“* (<http://www.literaturepochen.at/exil>)

Schule des Sehens ist als eine Schule des Mitleidens mit allen Kreaturen zu verstehen und sie ist zudem eine Schule der frühen Politisierung: Mitleid mit den „Kröten im Park und mit den Verwachsenen, den Krüppeln und den Verfemten“<sup>31</sup>, heißt es etwa bezeichnend in diesem Kontext.

Sehr bald – auf der Flucht vor den Nationalsozialisten – sollte sich die früh erworbene Tiefenschärfe der Beobachtung des Einzelgängers bewähren. Von den letzten Augusttagen des Jahres 1939 in Paris ist da zum Beispiel die Rede, als sich nach einem Probealarm die Menschen in einem Luftschutzkeller versammeln müssen – „unverkennbar umgab sie eine Aura des Entsetzens“<sup>32</sup>. Der Ich-Erzähler (Wander) notiert: „Ich hockte bereits unten, um alles zu sehen, um zu beobachten, wie sich die Leute verhielten.“<sup>33</sup> An einer anderen Stelle von *Ein Zimmer in Paris* erinnert sich das Erzähler-Ich an seine erste Ankunft in seinem Fluchtort Paris: „nur durch die Straßen gehen und gaffen. [...] Wasch dir Augen und Ohren.“<sup>34</sup>

Wanders Texte berichten aber nicht nur von der Lust an ungeschminkt heterogener Wahrnehmung, sondern ebenso unentwegt vom eigenen Staunen über das „Staunen“ bei anderen, über deren „Fähigkeit zu schauen“<sup>35</sup> als einem unersättlichen „Hunger nach Erkennen, Wahrnehmen“<sup>36</sup>, und sie berichten immer wieder über selbst-aufklärerische Selbstbeobachtung – als dem wichtigsten bewahrten Erbe seiner Kindheit<sup>37</sup>. „Ich musste alles sehen. Wenn man mittendrin war, sah man nicht alles, nur einen Teil“<sup>38</sup>, so heißt es schließlich in *Der siebente Brunnen*, wenn der Erzähler – inzwischen schon ein wenig zum gelehrigen Schüler des chassidischen Geschichten-Erzählers Mendel Teichmann herangereift, der im KZ seine die Wirklichkeit durchdringenden Beobachtungen als zeitweilig rettende Verzauberungsdrogen an den Mann zu bringen weiß –, über einen nächtlichen Feuertanz und einen kollektiven Gemeinschaftsrausch von Verhafteten und zur Deportation nach Auschwitz Verfluchten in Perpignan erzählt. Der Ich-Erzähler muss sich von dem politischen Revolutionär Pepé den Vorwurf gefallen lassen, dass er mit seiner bloßen Beobachterhaltung einfach nichts mitfühlen könne und deswegen auch wenig Relevantes mitzuteilen habe. „Wenn man nicht mittendrin war, weiß man das nicht“, meint Pepé – „Vielleicht hast du recht“<sup>39</sup>, lautet die bescheidene und defensive Antwort des Erzählers.

---

<sup>31</sup> Ebenda, S. 125.

<sup>32</sup> Fred Wander: *Das gute Leben* (Anm. 1), S. 48.

<sup>33</sup> Ebenda, S. 48.

<sup>34</sup> Fred Wander: *Ein Zimmer in Paris*. Erzählung. Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch Verlag 1995 (Nr. 12029), S. 29f. (diese Sätze stehen bezeichnenderweise im Kapitel „Hôtel Babylon“). *Ein Zimmer in Paris* erschien erstmals 1976.

<sup>35</sup> Ebenda, S. 73 (Der Ich-Erzähler berichtet hier über seinen Freund Baptiste).

<sup>36</sup> Ebenda, S. 73.

<sup>37</sup> Ebenda, S. 8: „Als Kind hab ich schon gelernt, den Kopf ins Gras zu stecken und mich in einen Mistkäfer zu verwandeln. [...] Ich kann vor mir selbst auf dem Teppich sitzen, drei Millimeter hoch, und meine Gestalt betrachten, während ich mich wasche. Großes Gelächter. [...] Ich sehe mich selbst, wie Gulliver die Riesen sah. Aber ich sehe mich zugleich als Zwerg.“

<sup>38</sup> Fred Wander: *Der siebente Brunnen* (Anm. 18), S. 68.

<sup>39</sup> Ebenda, S. 68.

Freilich, Fred Wander, der Erzähler-Autor, sollte noch 20 Jahre lang sein Handwerk lernen müssen, um das einmal Beobachtete, das Gesehene und Gespeicherte als authentisch gewissermaßen von mittendrin, ohne die einzelgängerische Ich-Position aufgeben zu müssen, vermitteln zu können. *Der siebente Brunnen* ist das Ergebnis dieses Reifeprozesses. Respektvoller und angemessener kann kaum formuliert werden, wenn Christa Wolf in ihrem Nachwort zu dieser Erzählung schreibt: „Er [Fred Wander] kann ‚ich‘ sagen, ohne nur sich selbst zu meinen.“<sup>40</sup> Kein „Anflug von Künstlichkeit“, kein „Sentiment“ oder gar „Anempfundene[s]“<sup>41</sup> zeichne diese Prosa aus.

Wanders Faszination von Wahrnehmung und Sehen bekommt erst durch die Vertreibungs-, Flucht- Lager- und KZ-Erfahrungen des Autors ihre philosophische Tiefe und auch politische Relevanz. Es ist sicher bezeichnend, wenn Wander seinen *Siebenten Brunnen*, noch bevor über Mendel Teichmanns großartige Begabung, Geschichten zu erzählen, die Rede ist, mit folgender Erinnerung an diesen Schlemihl beginnen lässt, der angesichts der physischen und psychischen Vernichtungsmaschinerie KZ offenbar nichts anderes zu tun hat, als staunend zu beobachten: „Aber noch immer hatte er seine äußerste Konzentration auf das Betrachten menschlichen Verhaltens gelenkt [...] da streckte sich Mendel, sein nasses graues Haar klebte in der Stirn. Die Augen lugten scharf darunter hervor, nicht hassend oder klagend, sondern gespannt. Was tut dieser Mensch, fragten die Augen.“<sup>42</sup> Mendel Teichmanns Verhalten wird damit als Widerstehens-Haltung, als Gegenposition erkennbar, als ein unorganisierter, „unpolitischer“ Widerstehensakt, der schließlich ins befreiende Erzählen mündet, denn hier spricht einer, der sich seine Stimme nicht nehmen lässt, der sich gegen alle Zumutungen der Herstellung von schweigender „Normalität“ richtet.

In Wanders *Ein Zimmer in Paris* steht der Satz: „‘Normal‘ sein heißt: nicht sehen, nicht hören, allem zustimmen und schweigen. Einer, der die allgemeine Lähmung und Ohnmacht nicht ertragen will, nichts in Ordnung findet, muß in Ketten gelegt werden oder in die Zwangsjacke der Droge!“<sup>43</sup> Das Gefängnis, „die ungeheuerliche Maschine mit ihrer tödlichen Gesetzmäßigkeit ... Sie alle werden zermahlen, ohne daß sie es merken“<sup>44</sup> – Fred Wander zitiert hier Antonio Gramsci – ist auch und insbesondere eine Maschine, die die Auslöschung des Sehens, der Wahrnehmung und damit auch die Verhinderung von Selbsterkenntnis zum Ziele hat.

Der Angelpunkt von Fred Wanders Texten ist seine Ich-Entwicklungs- und Wahrnehmungsphilosophie, in der das Lager und das KZ als höllische Orte strategisch geplanter Wahrnehmungs- und Redevernichtung und damit Ich-Vernichtung

<sup>40</sup> Christa Wolf: Nachwort. Gedächtnis und Gedenken. In: Fred Wander: *Der siebente Brunnen*. Erzählung. Darmstadt: Luchterhand Literaturverlag, 2. Aufl., 1988 (1. Aufl. 1985), S. 151.

<sup>41</sup> Ebenda, S. 150.

<sup>42</sup> Fred Wander: *Der siebente Brunnen* (Anm. 18), S. 7.

<sup>43</sup> Fred Wander: *Ein Zimmer in Paris* (Anm. 34), S. 141f.

<sup>44</sup> Fred Wander: *Ein Zimmer in Paris* (Anm. 34), S. 73.

fungieren, Menschen als „Objekte für Demagogie und Massenwahn“ (Christa Wolf)<sup>45</sup> missbraucht werden, wogegen sich z. B. Mendel Teichmann, Meir Bernstein, aber auch Leon Feinberg oder Tadeusz Moll und der lernende Ich-Erzähler trotzig beobachtend und Geschichten erzählend zur Wehr setzen, auch wenn Tadeusz Moll beim Erzählen „schlottert“ und ihn das Erzählte „würgt [...] wie Erbrochenes, krampfhaft“<sup>46</sup>.

Die Wahrnehmungs-Vernichtungsmaschine ist auch außerhalb des Lagers schon so weit gediehen, dass nur mehr eine junge Frau sehen und begreifen kann und angesichts ihrer schrecklichen Beobachtung noch in der Lage ist, in Ohnmacht, aus der eingeweitschten „ORDNUNG“<sup>47</sup>, zu fallen – ein Zeichen der Hoffnung gegen die allerorts verordnete Blindheit:

Aber die Frauen und Kinder sahen nicht den Zug, sahen nicht die merkwürdigen Figuren, die aus den Waggontüren kollerten (war es für die ein gewohntes Bild?) [...] Dann fiel eine junge Frau in Ohnmacht. Jemand hielt den Kinderwagen, damit er nicht den Abhang hinunterrollte. Niemand redete ein Wort. Die junge Frau lag auf dem Weg. Sie hatte gesehen. Nur eine hatte gesehen. Und nun sahen auch wir [...].<sup>48</sup>

Die Frau öffnet die Augen der anderen – ein weiblicher Zaddik.

Warum dieses Vorkommnis aus dem *Siebenten Brunnen* als eine der Schlüsselszenen dieses Buches verstanden werden muss, hat damit zu tun, dass es bildhaft das Staunen über die Unzerstörbarkeit menschlicher Substanz<sup>49</sup> thematisiert – als gelebter, wenn auch nicht-organisierter Widerstand gegen die „Vernichtungslogik des KZ“.<sup>50</sup> Aber dennoch Widerstand, und zwar eines solchen, von dem es in *Hôtel Baalbek* heißt: „Wenn du dich dem Schicksal überläßt, bist du verloren, das Schicksal ist gegen dich, deine Augen aber sind für dich!“<sup>51</sup> Es ist, als ob der Schluss-Appell an Franz Biberkopf in Alfred Döblins *Berlin Alexanderplatz* – „wach sein, Augen auf, aufgepaßt [...], wer nicht aufwacht, wird ausgelacht oder zur Strecke gebracht“<sup>52</sup> – variiert würde. Aber auch Bert Brecht oder Ilse Aichinger und Ingeborg Bachmann

<sup>45</sup> Nach Fred Wander: *Wie ich mich als Jude sehe* (Anm. 2), S. 126.

<sup>46</sup> Fred Wander: *Der siebente Brunnen* (Anm. 18), S. 81f.

<sup>47</sup> Ebenda, S. 55.

<sup>48</sup> Ebenda.

<sup>49</sup> Ebenda, S. 115: „Mancher möge sagen“, so meint der Ich-Erzähler gegen Ende des Buches, „die bestialischen Bedingungen des Lagers hätten ihre [die Gesichter Joschkos und seiner Brüder] zerstört. Es ist nicht wahr. Joschko war mit seinen zehn Jahren schon Vater und Stammesältester. Wie er den kleinen Bruder hütete, ihn niemals aus den Augen ließ, der wilde Ernst seiner Sorge um das kleine Menschenkind, die böse Entschlossenheit, den Jüngsten durchzubringen – lag darin nicht alle Größe und Würde des Menschengeschlechts?“

<sup>50</sup> Hans Höller: *Erzählen als Erinnern und Widerstand*. Fred Wanders „Der siebente Brunnen“ im Kontext der Literatur über die Shoa (Anm. 30).

<sup>51</sup> Fred Wander: *Hôtel Baalbek*. Roman. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1994 (Nr. 11972), S. 156.

<sup>52</sup> Alfred Döblin. *Berlin Alexanderplatz. Die Geschichte vom Franz Biberkopf*. 17. Aufl., München: dtv 1976, S. 410.

haben Vergleichbares über Wachsamkeit, Genauigkeit und zupackende Beobachtung festgehalten.

Freilich, Wanders Lob des Sehens, seine Auffassung von der erhellenden und zugleich selbst-erhellenden Kraft des „unersättlichen Sehens“ ist – ich habe dies zu Beginn schon angedeutet – ohne seine Schlemihl-Theorie nicht zu verstehen. Um sie kreist Wanders Denken unablässig. Schlemihl, in der Wanderschen Lesart der jüdische Typus „ein[es] Pechvogel[s], der aber ein paradoxes Glück kennt“, „eine Art Lebenskünstler, der aus jedem Nachteil einen Vorteil zu machen versteht, aus einer Schwäche eine Kraft und aus seinem Außenseitertum eine Art Freiheit“<sup>53</sup>, gehört in dieser Welt der „Polarität“ zwischen den „Ansässigen eines Landes und den Zugereisten, den Heimatlosen, den Fremden“ der Klasse der „Fremden, Außenseiter, Flüchtlinge“<sup>54</sup> an, die aufgrund ihrer Lebenssituation gezwungen sind, „ein geschärftes Bewusstsein zu entwickeln, eine besondere Sensibilität der Augen.“<sup>55</sup> Es sind diese Schlemihle, die „in der Welt der Gegensätze“ in Form eines „in der Tiefe wirkenden [Prozesses]“ gegen „Verengung“, „Verkrampfung“, „Erstarrung und Versteinerung“ auftreten, nach „neue[n] Welten suchen, die erstarrten Lebensformen durchdringen, von innen aufbrechen“, wie es zuletzt in einer Rede Wanders über *Offene Fragen zur Heimatlosigkeit der Juden*<sup>56</sup> heißt, die er 1995 an der Universität Wien gehalten hat. Unweigerlich stellt sich erneut die Assoziation „Widerstand“ ein – als eine „Metapher für Leben“<sup>57</sup>, wie sich Wander, „einer, der bei den Toten war“<sup>58</sup>, in dieser seiner Feier des Lebens ausdrückt.

In untrennbarem Zusammenhang damit steht Wanders Diaspora-Identität und sein Nachdenken über das Judentum – als ein Jude, der bis heute unentwegt „in der Verstreung“<sup>59</sup> lebe. „Selbstverständlich suche ich in allem, was ich schreibe, einen Standpunkt, mir selbst und den anderen mein Judentum zu erklären, meine Sicht auf das Schicksal der Juden“, so heißt es schon in seiner *Schreib-Auskunft* (1991). Weit davon entfernt, auf die eine oder andere Weise die instrumentalisierbare Legende oder den Mythos des auserwählten Volkes der Juden zu nähren, meint er in den jüdischen Schlemihls – z. B. als Dichter, Künstler, die im „Wissen um Tod und Endlichkeit [...] das innere Auge für die Schönheit und die wahren Werte des Daseins, für die Wunder des Lebens“<sup>60</sup> öffnen können –, geradezu Symbole für deren „Rolle in diesem Drama der Menschwerdung“<sup>61</sup> sehen zu dürfen.

## 2. Gedächtnis und Erinnerung

<sup>53</sup> Fred Wander: *Wie ich mich als Jude sehe* (Anm. 2), S. 124.

<sup>54</sup> Fred Wander: *Zwei Bagatellen. Der Blick von unten* (Anm. 17), S. 34.

<sup>55</sup> Ebenda: „Sie schauen den Menschen ins Gesicht, prüfen, wie diese ihnen gesonnen sind, ob sie Abneigung, Verachtung, Mißtrauen oder sogar Haß zu erwarten haben.“

<sup>56</sup> Fred Wander: *Hannah Arendt: Die verborgene Tradition. Offene Fragen zur Heimatlosigkeit der Juden. Eine Rede*. Universität Wien 1995 (Typoskript).

<sup>57</sup> Fred Wander: *Schreib-Auskunft* (Anm. 16), S. 110.

<sup>58</sup> Fred Wander: *Wie ich mich als Jude sehe* (Anm. 2), S. 124.

<sup>59</sup> Ebenda, S. 127.

<sup>60</sup> Fred Wander: *Zwei Bagatellen. Der Blick von unten* (Anm. 17), S. 34.

<sup>61</sup> Ebenda.

Das Gesehene, das Geschaute aufzubewahren, den Verlust des Gedächtnisses nicht zuzulassen<sup>62</sup>, wie Christa Wolf in ihrem bis heute unübertroffenen Nachwort zu Wanders *Der siebente Brunnen* (1971) geschrieben hat, das ist der Antrieb und das Widerstandszentrum aller Arbeiten Fred Wanders – fassbar in unzähligen Erzählsegmenten unterschiedlicher, meist jüdischer und oft auch auf Jiddisch berichtender Erzähler und Vermittler, immer zusammengehalten von der aus der Erfahrung der Diaspora geschöpften Überzeugung, dass nur das erzählende Erinnern Brot des Lebens<sup>63</sup> bedeutet. Dadurch sei außerdem die Erfahrung zu schöpfen, in einem großen Generationszusammenhang, wenn auch meistens in einem bedrängenden, zu stehen. Denn es gebe, so Wander „eine Art Erinnerung in uns, Erinnerung an Vorfahren, an hundertfach gelebtes, verfehltes, herrliches Leben, an Liebe und Tod, an Krieg, Flucht und Verhängnis“<sup>64</sup>. Erinnerung sei auch eine Art Spiegel, „ein Spiegel im Spiegel, wo du in eine unendliche Reihe von Spiegeln blickst. Das ist der allgegenwärtige Tod, der dich das Leben wie im Spiegel sehen läßt und es dir zum Wunder macht!“<sup>65</sup> Das Erinnern und Erzählen als Spuren des vielgestaltigen, unzerstörbaren Lebens.

Wanders Reflexionen über das Erinnern sind grundsätzlich bestimmt vom Lager-Erlebnis, alle Erinnerungen haben ihr Zentrum in diesem: „Die Baracke [...] wurde ich nicht los [...]. Keiner, der dort war, wird je wieder aus dieser Baracke herauskommen.“<sup>66</sup> Der Autor weiß natürlich auch, wie sich in jenem „Schubladenschrank, den wir Gedächtnis nennen, die Inhalte vermischt haben“<sup>67</sup> und sich überlagern, nicht abzugrenzen sind, wie Gegenwärtiges Vergangenes heraufbeschwören kann. In Wanders Texten gibt es eine Reihe von erzählerischen Vor- und Rückgriffen, die ihren Ausgangs- oder Fluchtpunkt meistens in Vorkommnissen im Lager haben. Keine Erinnerungsbilder, keine alltäglichen Beobachtungen, die nicht durch Bilder aus dem KZ, die sich einstellen, überlagert würden.<sup>68</sup> Es gehe dem Ich-Erzähler, so heißt es in *Hôtel Baalbek*, wie einem indianischen Muana-Mann, der nirgends mehr hingehen könne, ohne dass ihn nicht „seine Toten begleiten“ würden, ohne dass sie um ihn herumsitzen und ihm zusehen

<sup>62</sup> Christa Wolf: Nachwort. Gedächtnis und Gedenken. In: Fred Wander: *Der siebente Brunnen*. Luchterhandverlag, S. 159: „Sehen lernen, das Gedächtnis anstrengen, seinen Verlust nicht zuzulassen [...]“

<sup>63</sup> Fred Wander: *Das gute Leben* (Anm. 1), S. 336: „Geschichten erzählen ist ein Beruf, so alt wie die Welt, eine Sache, die sich durch die Geschichte der Menschheit zieht, wie Sauerteig. Geschichten sind so wichtig für die Menschen wie das Brot, das sie täglich essen. Und Hanna Arendt sagt: ‚Jedes Leid wird erträglich, wenn man eine Geschichte darüber erzählt!‘“

<sup>64</sup> Fred Wander: *Das gute Leben* (Anm. 1), S. 349f. Ähnliches steht auch im *Hôtel Baalbek*, wo es der Erzähler über sich sagt: „Ich bin nur ich – und eine Mischung aus all diesen Menschen!“ (S. 37)

<sup>65</sup> Fred Wander: *Das gute Leben* (Anm. 1), S. 349f.

<sup>66</sup> Ebenda, S. 346. Ähnlich steht auch im letzten Kapitel zum Abschluss der Autobiografie *Das gute Leben* (S. 360). Vgl. auch *Ein Zimmer in Paris* (S. 76f).

<sup>67</sup> Fred Wander: *Hôtel Baalbek* (Anm. 51), S. 72. Wichtige Passagen zu diesem Thema auch in *Das gute Leben* (S. 189f).

<sup>68</sup> In den autobiografischen Erinnerungen *Das gute Leben* heißt es einmal: „Und was haben diese Erinnerungen (man zerlege einmal das Wort: Er-Innerung!), was haben diese Erinnerungen an fremdes, ungelebtes Leben noch in dir geweckt?“ (S. 348)

würden, denn es gehöre zum Kult, „das Messer eines Toten, seinen Gurt oder ein Bündel Haare als Symbol“ an sich zu nehmen: „er hat gelernt, mit den Toten zu leben.“<sup>69</sup>

Die genaueste Reflexion zur Funktionsweise des Gedächtnisses findet sich in Wanders *Das gute Leben* (1996). Grundsätzlich heißt es dort und erklärt zugleich, warum Wander über den schmerzlichen Verlust der Tochter Kitty und seiner Frau Maxie nur indirekt berichtet, was dem Autor von der Kritik sofort vorgehalten wurde.

„Erinnerung kann tödlich sein, wenn sie dich ungeschützt überwältigt und bis an die Grenzen des Wahnsinns treibt. Aber auch das Gegenteil ist wahr. Wo jene geheime, intuitive Strategie des Vergessens, die List des Unbewußten dir die Erinnerung verhüllt, wo dieser uns rätselhafte Mechanismus, jene Schleuse, die immer nur so viel Wasser durchläßt, als die Ufer halten können – , wenn diese Schleuse alles zurückhält und dein Gemüt austrocknet, auch dort ist Vernichtung! Denn ohne Erinnerung und Vorstellungskraft ist der Mensch kein Mensch, sondern ein Zombie, ein Wesen, das von seiner Seele verlassen wurde.“<sup>70</sup>

### 3. Über das Erzählen

Wiederholt kommt der Erzähler-Autor auf jenes unerklärliche Verstummen zu sprechen, das sich ausbreitete, als die Menschen zur Deportation zusammengekartt wurden, als sie plötzlich sozusagen von ihrer „Seele“ verlassen wurden: „Das verhängnisvolle, bleierne Schweigen inmitten einer riesigen Menge von Menschen. [...] Erst viel später, in den kommenden Lagern, lernten wir wieder reden. Reden, erzählen, auch Geschichten erzählen, das war es, was einige von uns in den Jahren des Lagerlebens retten konnte.“<sup>71</sup>

Die Forschungsliteratur hat sich wiederholt und ausführlich gerade mit diesem Thema, mit der Thematisierung der Rolle und der Kraft des Geschichtenerzählens im Werk Fred Wanders – im Lager, im KZ, auf der Flucht, im Exil – und mit Wanders Erzählen selbst – nach Auschwitz, nach der Shoa – als „in der Tradition der jüdischen Geschichtenerzähler“<sup>72</sup> stehend auseinandergesetzt. Andrea Reiter, Georg Wieghaus, Stephan Steiner, Jörg Thuncke und zuletzt Hans Höller haben dies getan.

Mendel Teichmann, sein „erlösendes Wort“<sup>73</sup> aus „Der siebente Brunnen“ und die „magische[n] Kräfte“<sup>74</sup>, die seine Rede im Lager frei macht, sind das Paradigma, dem alle Geschichtenerzähler Wanders nacheifern. Wanders Erzählungen orientieren sich an diesem „Sucher“, an diesem „Zaddik“<sup>75</sup>, an diesem Magier des Wortes, an Mendel, der es, wie einige aus seiner Sippe, schaffen, „eine Ahnung von jenem lebendigen

<sup>69</sup> Fred Wander: *Hôtel Baalbek* (Anm. 51), S. 222.

<sup>70</sup> Fred Wander: *Das gute Leben* (Anm. 1), S. 347.

<sup>71</sup> Ebenda, S. 76.

<sup>72</sup> Fred Wander: Nicht jeder braucht eine Heimat. Selbstbefragung 1994 (Nr. 10), S. 41.

<sup>73</sup> Fred Wander: *Der siebente Brunnen* (Anm. 18), S. 12

<sup>74</sup> Ebenda, S. 7

<sup>75</sup> Ebenda, S. 11.

Leben in kosmischer Entfernung [zu erwecken], wo es noch Lieder gab und blühende Bäume, Frauen – und eine warme Stube, in der es nach gutem Essen riecht.“<sup>76</sup>

Hans Höller hat von Wanders „plebejische[m] hohen Lied auf jene erst durch den Tod endgültig verstummende Sprache des Lebens“ gesprochen. Einzig und allein darum sei es Wander zu tun. Dem ist zuzustimmen. Die erzählte Welt Wanders umfasse eine „unheimliche Skala“ der „Manifestationen des Lebenstribs“, was von „kreatürlichen Gebärden bis zum geformten Wort [reiche], von den reflexhaften Bewegungen eines Fingers [...] bis zu poetischen Erzählungen aus dem vergangenen Alltag, Pantomime, Zitate aus dem Talmud, mystische Spitzfindigkeiten, Lied, Rezitation, Gebet und philosophisches Gespräch [...]“.<sup>77</sup> Den vergessenen Einzelnen erzählerisch wieder ihre spezifische Stimme und ihr besonderes Gesicht zu geben, sie der Anonymität zu entreißen, „die Würde der Ermordeten wiederherzustellen“<sup>78</sup> – darauf zielen Wanders literarische Arbeiten. Der nie fertiggestellte Hamlet-Roman Wanders hätte wohl auch in diesen Kontext gehört.<sup>79</sup>

In der „genauen [...] Untersuchung und Schilderung jener rettenden Kräfte im Menschen, die sich unter Bedingungen erhalten haben, die ausgeklügelt hoffnungslos zu sein scheinen“<sup>80</sup>, hat bereits Christa Wolf ein Markenzeichen Wanders gesehen, eine widerständige erzählerische Feier des Lebendigen. „Er beschreibt, wie sie leben und zu überleben versuchen, kollektiv erprobte Techniken und die geheimen Methoden der einzelnen“<sup>81</sup>, was als ein Beitrag zu verstehen sei, „das Unterscheidungsvermögen für produktive und zerstörerische Tendenzen im einzelnen und in der Gesellschaft zu schärfen.“<sup>82</sup>

#### **4. Wandlungen, Verwandlungen – jüdische Mystik und Zen**

Die Stichwörter „Leben“ und „Lebenstrieb“ haben sich schon eingestellt. Es überrascht, dass sich die Wander-Forschung bisher nur andeutungsweise mit diesem zentralen Bedeutungsraum seines Werkes auseinandergesetzt hat. Denn beinahe kein textliches Detail kann ohne diesen Bezug adäquat begriffen werden.

Konstantin Kaiser hat mit Recht von den „tief philosophische[n]“<sup>83</sup> Büchern Fred Wanders gesprochen, und Hans Höller hat in zwei kurzen Notizen auf das Lebensthema Wanders hingewiesen, nämlich auf „die Veränderung der Wahrnehmung, das Sehendwerden und Sehendmachen [...] vom geistesgegenwärtigen Blick des Bedrohten bis zur mystischen, dem Chassidismus verbundenen

<sup>76</sup> Fred Wander: *Das gute Leben* (Anm. 1), S. 190.

<sup>77</sup> Hans Höller: Erzählen als Erinnern und Widerstand. Fred Wanders „Der siebente Brunnen“ im Kontext der Literatur über die Shoa (Anm. 30).

<sup>78</sup> Fred Wander: *Das gute Leben* (Anm. 1), S. 153.

<sup>79</sup> Einige Informationen zu Fred Wanders nicht fertig gestellten Roman *Hekuba*, einer „Hamlet-Paraphrase“, lieferte zuletzt Manfred Mugrauer: Schreiben über das Über-Leben. In: *UNITAT. rote StudentInnenzeitung*, Nr. 4, Dezember 2002, S. 8.

<sup>80</sup> Christa Wolf: Nachwort (Anm. 40), S. 153

<sup>81</sup> Ebenda, S. 154.

<sup>82</sup> Ebenda, S. 156.

<sup>83</sup> Konstantin Kaiser: Ein anderer Humor: Hôtel Baalbek. Der unbesiegte Wander. In: *Literatur und Kritik*, H. 262/262, 1992, S. 88.

Wahrnehmungserweiterung“<sup>84</sup>, und auf Wanders Versuch, die „Tradition der revolutionären Emanzipation“ mit der „erhellenden Mystik im Judentum neu zu verbinden“<sup>85</sup>.

Aber ich meine, dies greift noch zu kurz. Denn in diesem Konzept – ich würde lieber sagen wollen – ich-revolutionierender, ich-verwandelnder Emanzipation Wanders beruft sich dieser nicht allein auf Traditionen der jüdischen Mystik, wie dies z. B. das Rabbi-Löw-Motto des *Siebenten Brunnen* oder Wanders Kenntnisse über die Kabbala und sein Interesse für die Sekte der Essener<sup>86</sup> und sein Interesse für die befreiende Kraft der christlichen Liebes-Vorstellung<sup>87</sup> nahelegen, sondern auch auf andere Überlieferungstraditionen, wie z. B. den Zen-Buddhismus<sup>88</sup>, den tibetanischen Totenkult<sup>89</sup>, auf Henry David Thoreau<sup>90</sup>, Hermann Hesse und B. Traven<sup>91</sup>, Jean-Marie Teisseire<sup>92</sup>, Cesare Pavese<sup>93</sup>, Walt Whitman<sup>94</sup>, Erich Fromm<sup>95</sup>, die Sekte der Katharer<sup>96</sup> oder die Gnostiker<sup>97</sup>.

Das Zentrale ist: Fred Wander, „einer, der bei den Toten war, ein ‚Wiedergänger‘“<sup>98</sup>, wie er sich selbst nennt, entwickelt aus dieser Position heraus – „Der Fluch auf uns ist wie das Wasser des siebenten Brunnens“<sup>99</sup>, wie Mendel Teichmann Rabbi Löw zitiert – eine Theorie des stetigen, zu keinem Ende kommenden Sich-Verwandeln, was mit Begriffen wie Offen-, Einfach- und Sehendwerden, Zusichkommen, Reinigen oder Selbstbefreiung umkreist wird. Vorstellungen von Individualität und Widerstand gegen verordnete „Normalität“, Stärke, Würde, Reinheit, Durchsichtigkeit und Lebendigkeit stehen damit in untrennbarer Verbindung. Zugleich wird aber auch eine utopische gesellschaftliche Perspektive konnotiert – „für künftige Geschlechter bereit“<sup>100</sup>, wie es bei Rabbi Löw heißt. Goethes Metamorphose ist Wander bekannt.

---

<sup>84</sup> Hans Höller: Bruchstücke zu einem guten Leben. Fred Wanders Autobiografie. In: *Literatur und Kritik*, H. 313/314, 1997, S. 68.

<sup>85</sup> Hans Höller: Die magische Kraft des Wortes. Fred Wander, der große Erzähler der Schoah, wird 85. In: *Der Standard*, 5. Jänner 2002, ALBUM, S. 4

<sup>86</sup> Fred Wander: *Das gute Leben* (Anm. 1), S. 255 f.

<sup>87</sup> Ebenda, S. 357.

<sup>88</sup> Ebenda, S. 276, S. 298.

<sup>89</sup> Ebenda, S. 72.

<sup>90</sup> Fred Wander: Wie ich mich als Jude sehe (Anm. 2), S. 124; Fred Wander: *Das gute Leben* (Anm. 1), S. 219 und 258.

<sup>91</sup> Fred Wander: *Das gute Leben* (Anm. 1), S. 17.

<sup>92</sup> Ebenda, S. 210.

<sup>93</sup> Ebenda, S. 250.

<sup>94</sup> Ebenda, S. 295 und 298.

<sup>95</sup> Ebenda, S. 300.

<sup>96</sup> Ebenda, S. 287.

<sup>97</sup> Ebenda, S. 285.

<sup>98</sup> Fred Wander: Wie ich mich als Jude sehe (Anm. 2), S. 124.

<sup>99</sup> Fred Wander: *Der siebente Brunnen* (Anm. 18), S. 42.

<sup>100</sup> Rabbi Löw (Jehuda Ben Besalel): Die Sieben Brunnekränze. Nach Fred Wander: *Der Siebente Brunnen* (Anm. 1), Deckblatt.

Im 25. Kapitel des Romans *Hôtel Baalbek*<sup>101</sup> wird eine parabelhafte Geschichte aus dem Lagersteinbruch nahe von Montagnac im Süden Frankreichs erzählt. Von einem italienischen Steinbrucharbeiter, einem Polier namens Martini, ist da die Rede, der – wie ein Zenmeister oder Zaddik der Arbeitspraxis – die nicht erlernbare und an ein Wunder grenzende Fähigkeit besitzt, das „innere Netz“ eines Steinblocks magisch zu erkennen und den Block mit einem gezielten Hieb zu zerschlagen. Von Moritz Lederer, einem Freund und Mithäftling des Ich-Erzählers heißt es, er sei dagestanden, „als hätte er gerade im Himmel den goldenen Wagen des Schöpfers gesehen und alle seine Engel.“<sup>102</sup> Freilich, es wäre keine Parabel, würde die Botschaft eine eindeutige sein: Der Erzähler lässt mindestens zwei Deutungen offen – soll sich das Erzählte auf die magisch sprengende Kraft des Wortes beziehen, die sich wie durch ein Wunder in einen verhärteten Menschen einzubrechen und ihn aufzubrechen weiß, wie vom Erzähler angedeutet wird, oder kann das Steinebrechen auch jenes, mit Worten nur schwer bis gar nicht vermittelbare Wissen um das von allen „Verunreinigungen“ befreiende innere Aufbrechen meinen, auf dass „künftige Geschlechter bereit, auf daß sie entsteigen der Dunkelheit, die Augen klar, die Herzen befreit“<sup>103</sup>.

An anderer Stelle spricht Wander davon, dass er „immer nur von Menschen [erzähle], die sich in einem vehementen Umwandlungsprozeß befinden, aber noch nicht angekommen sind“, und stellt sich dabei – in Anspielung auf die Märchen aus Tausendundeiner Nacht, die er seit Kindheit auf Jiddisch im Ohr hat –, in die Tradition der Märchenerzähler: „das Phänomen der Verwandlung die Quintessenz aller Märchen [...] ein böser Zauberer hat den Prinzen in ein Tier verwandelt, nur die Liebe kann ihn retten! Liegt hier nicht der Ursprung und das Geheimnis aller Mitteilung unter Menschen und der Literatur?“<sup>104</sup>

In allen Texten, die nach dem *Siebenten Brunnen* von Wander publiziert wurden, wird die dort angewandte mystische Interpretationsfolie des Rabbi Löw stetig durch zusätzliche Bezugssysteme erweitert und angereichert. Die Hauptthemen Wanders, „das Überleben [des nomadischen Typs, des Flüchtlings, des Andersartigen und Außenseiters, des Missachteten und Gehassten] in der Katastrophe“ und „die Selbstfindung in der Fremde und Anonymität“<sup>105</sup> werden insbesondere mit zen-buddhistischen Vorstellungen und Ideen im Zusammenhang gebracht, ohne dabei aber die Tradition der jüdischen Mystik aufzugeben.

Dies ist auch als Fred Wanders außergewöhnlicher und spezifischer Beitrag zu einem Schreiben als „Neubeginn nach Auschwitz“ zu verstehen, bei dem „das Wissen um die äußerste Entfremdung die Bedingung eines neuen Erzählens“ ist, welches „den Rahmen der dokumentarischen KZ-Literatur [überschreitet] und [...] neue Verwandtschaften der ‚Erzählung‘ selbst mit angeblich hermetischen literarischen

<sup>101</sup> Fred Wander: *Hôtel Baalbek* (Anm. 51), S. 190–195.

<sup>102</sup> Ebenda, S. 193f.

<sup>103</sup> Rabbi Löw (Jehuda Ben Besalel): Die Sieben Brunnenkränze (Anm. 100), Deckblatt; vgl. auch S. 42.

<sup>104</sup> Fred Wander: Nicht jeder braucht eine Heimat. Selbstbefragung 1994 (Nr. 10), S. 43.

Ähnlich formuliert Wander auch in *Das gute Leben*, S. 316f.

<sup>105</sup> Fred Wander: Zwei Bagatellen. Worüber ich schreibe (Nr. 17), S. 34.

Texten erkennen [lässt], die ihrerseits durch Wanders ‚Erzählung‘ ihre Dunkelheit verlieren“<sup>106</sup>, wie Hans Höller in Anspielung auf Paul Celan meint.

Einiges deutet darauf hin, dass Wander Erich Fromms *Psychoanalyse und Zen-Buddhismus*<sup>107</sup> studiert hat, der sich insbesondere auf Daisetz Teitaro Suzuki und dessen Definition des Zen stützt. Die Übereinstimmung und Analogien zwischen Wanders Formulierungen und jenen Fromms bzw. Suzukis sind frappant. Sogar das bei Erich Fromm zitierte Beispiel für die Haltung und Einstellung eines Zen-Meisters, nämlich Eugen Herrigels Buch *Zen in der Kunst des Bogenschießens* (9. Aufl., München-Planegg 1960), wird von Wander zitiert<sup>108</sup>, und zwar in dem für Wander typischen Kontext der elastischen, einzelgängerischen Strategien für das Überleben im KZ: „Widerstand? Jawohl. Aber auf eine passive – innerlich höchst aktive und wirkungsvolle Weise!“ Typisch für Wander ist außerdem, dass er wiederholt gerade dem jüdischen Schlemihl eine Neigung und Befähigung zu solchem Zen-Handeln zutraut.

Im Anschluss an diese Stelle skizziert Wander Kernaussagen des Zen in komprimierter Weise – insbesondere jene des „Satori“, den Zustand der Erleuchtung, indem er von einem Zustand schreibt, „der dich deine Mitte fühlen läßt“, wie Wander formuliert. Von „Ruhe und Abgeklärtheit“, von fehlendem „Selbstmitleid“, vom Annehmen des Lebens wie des Todes, vom Sich-Zurücknehmen, vom „Loskommen von sich selbst“ ist bei Wander die Rede.

„Das höchste Ziel des Zen ist das Erlebnis der Erleuchtung, Satori genannt. [...]“, heißt es bei Erich Fromm, „Satori ist keine abnorme Geistesverfassung, es ist keine Trance, in der die Wirklichkeit verschwindet. Es ist kein narzißtischer Gemütszustand, wie man ihn in einigen religiösen Offenbarungen findet. Es ist höchstens ‚der vollkommen normale Zustand des Geistes ...‘“<sup>109</sup> „Die Grundidee des Zen besteht darin, mit dem inneren Wirken unseres Wesens in Berührung zu kommen, und zwar auf die unmittelbarste Weise, ohne auf etwas Äußerliches oder Überlagertes zurückzugreifen.“<sup>110</sup>

<sup>106</sup> Hans Höller: Erzählen als Erinnern und Widerstand. Fred Wanders „Der siebente Brunnen“ im Kontext der Literatur über die Shoa (Anm. 30), S. 13.

<sup>107</sup> Erich Fromm: *Psychoanalyse und Zen-Buddhismus*. In: *Zen-Buddhismus und Psychoanalyse*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp o. J. (st 37) 1. Aufl., 1960.

<sup>108</sup> Fred Wander: *Das gute Leben* (Anm. 1), S. 224.

<sup>109</sup> Erich Fromm: *Psychoanalyse und Zen-Buddhismus* (Anm. 107), S. 147

<sup>110</sup> Daisetz Teitaro Suzuki nach: Erich Fromm: *Psychoanalyse und Zen-Buddhismus* (Anm. 107), S. 151–156: „Wir können sagen, daß das Zen alle Energien freisetzt, die in jedem von uns richtig und natürlich gespeichert, aber unter normalen Bedingungen verkrampft und verzerrt sind, so daß sie keinen angemessenen Kanal zur Betätigung finden ... Es ist deshalb das Ziel des Zen, uns davor zu bewahren, geisteskrank oder verkrüppelt zu werden. Das verstehe ich unter Freiheit, daß man allen schöpferischen und wohlwollenden Impulsen, die in unseren Herzen schlummern, freien Spielraum läßt. Im allgemeinen sind wir der Tatsache gegenüber blind, daß wir alle notwendigen Fähigkeiten besitzen, die uns glücklich und anderen gegenüber liebevoll machen.“ Das Ziel der ethischen Wandlung sei gemeinsam mit den Zielen der Psychoanalyse: „Einsicht in die eigene Natur, Verwirklichung von Freiheit,

„Dein Leben annehmen, wie es ist, und doch ständig darum kämpfen! Sich wehren und zugleich zurücknehmen, ‚das Loskommen von sich selbst‘, wie es im Zen-Buddhismus heißt. Innere Freiheit genießen, wenn sie von außen verbaut ist! [...] Ich zeichne ein Bild vom Menschen, der eines Tages zu sehen beginnt [...]. ‚Du wirst den Weg nicht finden, wenn du nicht selbst zum Weg wirst!‘ heißt es im Zen-Buddhismus. Es ist also nicht so wichtig zu finden, als unterwegs zu sein.“<sup>111</sup>

Zen-Buddhistisches Gedankengut wird angesichts von Wanders Hiob-Erfahrung eng mit dem biblischen Bild vom Auszug der Juden aus Ägypten<sup>112</sup>, mit der Befreiung aus Sklaverei und Götzendienst<sup>113</sup> und mit den Vorstellungen aus Büchern der jüdischen Mystik (z. B. Esra, Mussar) und jüdischer Religionsphilosophen (z. B. Maimonides) zusammengedacht – im „Wissen um Tod und Endlichkeit“ zusammengehalten von der Beschwörung und Feier der „Wunder des Lebens“<sup>114</sup>.

### Ausklang

„Er ist ein Narr, sagt jemand, ein Schlemihl, ein armer Dichter, ein gutmütiger Tropf. Er ist vielleicht ein Zaddik, ein Weiser, meint ein anderer lachend. Nein. Ein Nebochant ist er, ein Habenichtes, ein unnützer Mensch“, so sagen die Leute in Wanders *Hôtel Baalbek* über den Poeten Mendele Trachtenberg – einen Doppelgänger des Autors, den die Leute auch leicht mit dem jiddischen Dichter Jizchok Lejb Perez verwechseln, wie Fred Wanders Ich-Erzähler augenzwinkernd zu berichten weiß.

Das Werk dieses Schlemihls freilich ist noch nicht ausgelesen und wird es auch nicht werden, stellt es doch neben seiner bislang kaum erforschten Qualität als mentalitätsgeschichtliche Quelle des europäischen Judentums ersten Ranges<sup>115</sup> auch ein Reservoir von Lebensweisheit zur Verfügung – und schließlich enthalten Wanders Dichtungen eine gesellschaftliche Utopie, für die es lohnt, sich einzusetzen und tagtäglich zu arbeiten.

---

Glück und Liebe, Freisetzung von Energie und Erlösung von geistigem und körperlichem Siechtum“ (S. 156)

<sup>111</sup> Fred Wander: Nicht jeder braucht Heimat. Selbstbefragung 1994 (Nr. 10), S. 41 und 43.

<sup>112</sup> Vgl. Fred Wander: *Hôtel Baalbek* (Anm. 51), S. 21f., 205.

<sup>113</sup> Ebenda, S. 22.

<sup>114</sup> Fred Wander: Zwei Bagatellen. Der Blick von unten (Nr. 17), S. 34.

<sup>115</sup> Jean Améry's Essay über die Intellektuellen im KZ scheint mir eine ähnliche gute Quelle zu sein. Vgl. Jean Améry: *An den Grenzen des Geistes*. In : Jean Améry: *Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten*. München: dtv/Klett-Cotta 1988, S. 15–36.

„Es ist *eine* Welt und ich lebe weiter im Exil“ ist bei Fred Wander ein Satz des Schöpferischen, der Lebenskraft – der Feier des Lebens.<sup>116</sup>

---

<sup>116</sup> Fred Wander: Worüber ich schreibe (Nr. 12), S. 34: „Auch das ist das zentrale Thema: Die Selbstfindung in der Fremde und Anonymität. Und ich habe mein Leben lang nach exemplarischen Beispielen Ausschau gehalten, die fast nichts besitzen, kaum Bedürfnisse haben und doch Freude am Dasein finden. Ich meine nicht Heilige, sondern ganz einfache und manchmal sogar ungeschickte Menschen, die wenig brauchen, um viel zu erleben. Die oft geradezu ekstatisch zu leben verstehen, in einer Freiheit, die nur sie kennen. Deren Lebenskunst in der Mischung der Gegensätze liegt, in der Spannung der Kontraste zwischen äußerster Trauer und dann wieder Lebensfreude, manchmal in überschäumender, wilder Energie – und manchmal in marmorner Ruhe, wenn der Boden wankt.“

**Karl Müller**, Dr., a.o.Univ. Prof. am Institut für Germanistik der Universität Salzburg, Vorsitzender der Theodor Kramer Gesellschaft (Wien) und des Literaturhauses Salzburg, Mitglied des Österreichischen P.E.N.-Clubs, Leiter des Online-Projektes "Österreichische Schriftstellerinnen und Schriftsteller des Exils seit 1933" ([www.literaturepochen.at/exil](http://www.literaturepochen.at/exil)) Buchpublikationen: Zäsuren ohne Folgen. Das lange Leben der literarischen Antimoderne. Salzburg 1990, Begnadet für das Schöne. Der rot-weiß-rote Kulturkampf gegen die Moderne. Wien 1992 (gem. mit Gert Kerschbaumer), Karl Heinrich Waggerl. Eine Biographie mit Bildern, Texten und Dokumenten 1997; Herausgeber: Die Literatur der Inneren Emigration aus Österreich 1998 (gem. mit Johann Holzner); Jiddische Literatur und Kultur aus Österreich 2002 (gem. mit Armin Eidherr). Aufsätze u. a. über NS und Literatur, Krieg und Literatur, Zwischenkriegszeit, Hugo von Hofmannsthal, Salzburger Festspiele, Ödön von Horváth, Hans Lebert, Richard Billinger, Mira Lobe, Fritz Habeck, Elisabeth Reichart, Fred Wander. Homepage: [www.sbg.ac.at/ger/people/kmueller.htm](http://www.sbg.ac.at/ger/people/kmueller.htm)